



Geraldine Oetken

Frieda

**Die Suche nach meiner
vergessenen Urgroßtante**



S. FISCHER

Erschienen bei S. FISCHER

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-10-397754-7

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Für mich.

Inhalt

1. Grab, unbekannt	9
2. Zwischenarchiv	48
3. Ort ohne Erinnerung	84
4. Irgendwo da draußen	99
5. Wo sind die anderen Toten?	128
6. Sterben und Sterbenlassen	167
7. Das Haus und der Weg	211
8. Die Lücke	237
9. Drei Fotos Ein Leben	273
10. Liebe Frieda,	314
Literatur	333

1. Grab, unbekannt

Frieda, nach eineinhalb Jahren des Suchens stehe ich vor dir. Oder schräg über dir. Du liegst unter der Erde – mindestens 1,80 Meter tief, vielleicht bist du inzwischen noch ein Stückchen tiefer gerutscht.

Ich bin kreuz und quer durch Oldenburg gelaufen, diese alte Heimat im Nordwestzipfel von Deutschland, um dich zu finden. Ich habe alle möglichen Leute gefragt, ob sie wissen, wo du bist. Verwandte. Historiker*innen. Angestellte der Kirchengemeinde. Grünflächenbeamte*innen. Archivar*innen. Stadtmitarbeitende. Bin in Keller hinabgestiegen. Auf Dachböden hinauf. Habe zerbrechliche Bücher in den Händen gehalten, zerfledderte Aktendeckel und vergilbte Briefe. Habe versucht, Sütterlin zu entziffern und entfesselte Krakeleien. Habe immer wieder gesagt: »Ich suche meine Urgroßtante, Frieda Helms. Wissen Sie, wo sie sein könnte?« Und manchmal auch: »Wissen Sie, wie sie starb? Wissen Sie, ob sie getötet wurde, von den Nazis?« Aber irgendwann im Lauf der Geschichte, in den letzten achtzig Jahren und mehr, bist du allen verloren gegangen. Du bist so wenig geworden, dass es heute fast so scheint, als hätte es dich nicht gegeben.

Die Suche nach meiner Urgroßtante Frieda hatte vor einem anderen Grabstein begonnen. Auf einem anderen

Friedhof in Oldenburg, im Jahr 2017. Ich lebte schon seit längerem in einer neuen Stadt, bin direkt nach dem Abi weggezogen. 2017 hatte ich gerade ein Volontariat bei einer Regionalzeitung angefangen. Aber ich war noch einmal angereist, Monate nach dem Tod meines Großvaters, um Rosen aus dem Garten meiner Eltern aufs Familiengrab zu legen. Die Brise gab sich in diesem späten Frühling norddeutsch leicht. Rechts und links rauschte der Verkehr auf Hauptstraßen vorbei, die den Rand eines jeden Friedhofs in Oldenburg einrahmen. Autogetöse zur Friedhofsstille. Ich stand vor der Grabsäule, die nach der Beerdigung gerade erst wieder aufgestellt war. Sandfarben und frisch gereinigt strahlte sie über die Friedhofsmauer hinweg. Ein ganzer Haufen Vorfahr*innen liegt dort in diesem Grab. Menschen, die ich mit beerdigt habe, und andere, die ich nie kennengelernt habe. Wie zum Beispiel Elli und Martin, meine Urgroßeltern.

Obwohl dieses Grab nur ein paar hundert Meter von meinem Elternhaus entfernt ist, war ich nur selten dort. Vielleicht, weil die Grabsäule so aussieht, als wären nicht mal im Tod alle gleich. Sie überragt alle anderen Grabsteine. Vielleicht auch, weil es innerhalb der Großfamilie holperte. Oder weil der Tod selten eine Alltagsbeschäftigung für junge Menschen ist.

Mein Großvater, Anfang der 1920er Jahre geboren, war ein paar Monate vor meinem Besuch 2017 verstorben, mit weit über neunzig Jahren. Als Greis, mit stechenden, klaren blauen Augen zwischen tiefen Falten, dessen Körper nach und nach versagte. Ich nannte ihn Apo-Opi. Ein Wort, das sich aus Kindersprache entwickelt hatte. Das ich beibehielt, bis zu seinem Tod. Zu Weihnachten kaufte er jedem Mitglied der riesigen Familie eine große Tafel

Schokolade. Die Verteilung, bei der er in meiner Erinnerung kaum ein Wort sagte, wurde andächtig zelebriert, während die Spielzeugpakete, die meine Oma ausgesucht hatte, von uns Enkel*innen im Rausch aufgerissen wurden. Weihnachtstage in Samt und Gold. Gleichzeitig aber war mein Großvater in meiner Welt ein dominanter Mensch. Er war Machtwort. Er war Seniorchef. In unserer Familienfirma, die früher vor allem gebaut hat und heute vor allem vermietet, wie auch im Sozialgefüge.

Wenn ich mich als junge Erwachsene, als Teenagerin, mit ihm unterhalten hatte, waren unsere Gespräche fast nie offen oder ehrlich. Ich war wie die meisten darauf bedacht, ihn nicht zu Ausbrüchen zu provozieren, während er selbst unzählige davon verursachte. Bei seiner Beerdigung war die größte Kirche der Stadt brechend voll, und Menschen, die ich nicht kannte, kamen erschüttert über seinen Tod zu uns, erzählten fremde Anekdoten, erzählten von seinem Witz, als wäre von ihm ein Licht ausgegangen, das sie alle gewärmt hatte. Und sie erzählten von seinem Genie, Geld anzuhäufen und es bei sich zu behalten.

Aber jetzt, hier an seinem Grab, Monate nach seinem Tod, zog er nicht mehr wie ein Magnet jegliche Aufmerksamkeit auf sich. Ich war allein und betrachtete die Toten meiner Familie, die in meinen Gedanken nun mehr Platz hatten. Da war meine Oma, die das beste Müsli der Welt gemacht hatte, mit Milchzucker drübergestreut, und die immer winzige Eiswaffeln in der Tiefkühltruhe hatte. Ich sah den Namen meines Urgroßvaters und fragte mich, wie das Verhältnis zwischen Vater und Sohn gewesen war. Ich las den Namen meiner Großtante, die früher in der Wohnung über uns gewohnt hatte. Die immer im selben hellblauen Sessel saß, in einem abgedunkelten Raum, und

zwei geflochtene, unglaublich lange, graue Zöpfe trug, vor deren Mädchenhaftigkeit ich mich irgendwie fürchtete. Dann war da noch der Name eines Onkels, der zu früh gestorben war.

Die vollen Köpfe der mitgebrachten Rosen hingen über dem breiten, grünen Rand der Friedhofsvase. Sie sahen nicht so ebenmäßig aus wie Supermarkt-Rosen, dufteten dafür aber umso mehr. Mein Großvater hatte sich nicht für Rosen interessiert, für Blumen, für Sentimentalitäten. Ich brachte ihm trotzdem welche mit. Als er noch lebte, drangen wir nicht zueinander durch, er und ich. Aber er war noch immer mein Großvater. Ein Teil meines Woher.

Dieses Mal aber war etwas anders beim Grab. Nicht nur der Name meines Großvaters, das letzte Mitglied seiner Generation, war neu in die Säule gemeißelt worden. Auf der zuvor leeren Westseite stand »Frieda Helms«, ganz allein auf der glatt geschliffenen Oberfläche. Wenn man vom zentralen Weg abbog, war ihr Name nun der erste, den man sah. Sie hatte einen anderen Nachnamen als der Rest der Familie. Als ich. Helms statt Oetken. Helms, wie der Geburtsname meiner Urgroßmutter Elli. Frieda, das erkannte ich anhand der Lebensdaten, war Ellis große Schwester.

»Frieda Helms. * 22.12.1881, + 5.2.1941 im Kloster Blankenburg.« Eckdaten, zwischen denen sich ein ganzes, fremdes Leben aufgespannt hat. Ein Leben vor meiner Zeit – einer Zeit, deren Erzählungen nur schemenhaft bis zu mir reichten.

Ein paar Wochen nach diesem Friedhofsbesuch las ich endlich die Mail, die ein anderer Onkel an die Familie, auch an mich, geschickt hatte und die seitdem ungelesen in meinem Postfach wartete. Frieda Helms, las ich dort,

sei die Tante meines Großvaters gewesen. Mein Onkel hatte sich gewünscht, dass Frieda einen Platz auf dem Familiengrab bekam. Jetzt, wo es sowieso noch einmal neugestaltet wurde. Auch wenn sie dort nicht begraben war.

Das bisschen, was mein Onkel von Frieda wusste, ging so: Sie starb 1941 im Alter von 59 Jahren im Kloster Blankenburg. Das klang nach Lebensabend, gedanklicher Einkehr und Ruhe. Nach nonnenhaftem Dasein. Doch in diesem Kloster in der Nähe der Stadt waren Minderjährige und Erwachsene mit »unheilbaren Krankheiten« untergebracht: die »Unterrichts- und Pflegeanstalt Gertrudenheim«. Und hier, das hatte ein Historiker namens Prof. Dr. Ingo Harms in den 2000er Jahren herausgefunden, haben Nationalsozialist*innen die Patient*innen unterversorgt, verhungert. Das getan, was heute als dezentrale »Euthanasie« bezeichnet wird. Die Verbindung zwischen dem Kloster Blankenburg als jenem Ort, an dem Frieda gestorben war, und der »Euthanasie«, dem Töten von Menschen mit Behinderungen, psychischen und chronischen Krankheiten in der NS-Zeit, hatte mein Onkel erst nach einem Zeitungsbericht in den 2010er Jahren gezogen.

Er wollte mehr wissen, fragte den Historiker. Harms bestätigte, dass Frieda als Patientin dort untergebracht gewesen sei; er ging davon aus, dass sie eins der Opfer war. Er schrieb »mutmaßlich«. Sie sei »mutmaßlich« als Opfer der »Euthanasie« gestorben. Ihr gesetzlicher Vormund, der einige Papiere zu Frieda in den Akten unterzeichnet hatte: mein Urgroßvater Martin. Wohl der nächste männliche Verwandte. Der Vater meines Großvaters, einer der Baufirma-Chefs. Ich vermute Seniorchef. Ich vermute Machtwort. Mein Vorfahr.

In meinem Kopf schwirrten die Infos lose herum, es fehlte der Faden, um sie zusammenzustricken. Aber das, was ich verstand: Es hatte eine Frau in meiner Familie gegeben, die während der NS-Zeit verschwand. Die in einer Anstalt »mutmaßlich« so sehr geschwächt worden war, bis sie starb. Wahrscheinlich, weil sie ein Mensch mit einer mir unbekannten Behinderung war und die Nazis sie als wertlos ansahen.

Das Naziregime war in diesem Familienzweig ein recht unbehandeltes Feld. Es hatte bis dahin für mich fast so gewirkt, als wären meine Vorfahr*innen von 1933 bis 1945 einfach in einen Winterschlaf gefallen. Als wäre da »halt nix passiert«. Nichts sonderlich Erwähnenswertes. Aber jetzt hatte ich einen Anker, einen Hinweis: Frieda ist passiert. Und dann ist sie verschwunden. Und weder meine Urgroßeltern noch meine Großeltern haben in der Nachkriegszeit je offen darüber geredet. Sonst wäre das Wissen irgendwann bei mir angekommen. Da musste doch noch mehr gewesen sein. Zum ersten Mal gruselte ich mich vor meinen Vorfahr*innen.

Ich fing an, mir Fragen zu stellen. Über Frieda: War sie allein, als sie starb? Wie lange war sie vor ihrem Tod überhaupt in der Einrichtung gewesen? Sagte sie »Mama« und »Papa« zu ihren Eltern? Hatte sie Freund*innen im Heim? Was machte sie in ihrer Freizeit? Hatte sie überhaupt welche? Welche Blumen mochte sie? Was war ihr Lieblingsessen? Wusste sie, was sie im Heim erwarten würde? Und machte ihr das Angst?

Aber ich hatte auch Fragen über meine Vorfahr*innen: Was wussten sie? Wie haben sie in Nazideutschland gelebt? Was haben sie in Kauf genommen? Haben sie mit »Heil Hitler« unterschrieben, eine Hakenkreuzfahne aus

den Schlafzimmerfenstern gehängt? Sind sie mitmarschiert, haben Hitler 1931 auf dem Oldenburger Pferdemarkt zugewunken? Haben sie versucht, sich rauszuhalten, oder haben sie sich selbst voller Stolz als Nationalsozialist*innen bezeichnet?

Und ich fragte mich auch: Ab welchem Moment zählt jemand überhaupt als Nazi? Oder auch als Neonazi?

Mein Großvater war gerade zwanzig Jahre alt, beinahe volljährig, als Frieda, seine Tante, starb. Er muss sie also gekannt, muss von ihrem Tod erfahren haben, als er irgendwo in Europa kriegsbegeisterter Soldat war. Muss die Leerstelle bemerkt haben, als er wiederkam und die Bau-firma, mit der er aufgewachsen war, übernahm. Die Bau-firma, mit der auch ich aufgewachsen bin. Familie und Firma, beides war für mich immer miteinander verwoben, nie ganz zu trennen. Der Bauhof als Abenteuerspielplatz. Kinderzeichnungen auf einem Firmenblock. Großfamilie und ich: keine rein private Sache.

Und dann, zuletzt, kamen die Fragen, die sich an mich richteten. Die, auf die ich vielleicht am ehesten Antworten finden konnte – wenn ich nur ehrlich suchte: Was habe ich in meinem Leben von meinen Vorfahr*innen übernommen, ohne es gemerkt zu haben? Welche Erzählungen meiner Familie nehme ich für bare Münze? Oder anders: Basiert irgendetwas von dem, was ich über ihr Leben wusste, auf verlässlichen Fakten? Wenn es da eine mutmaßlich ermordete Schwester, Tante und Tochter gab, die verschwiegen wurde, was kann da noch sein?

Ich stellte meinem Papa einige dieser Fragen. Oder: Ich versuchte es. Doch immer, wenn ich mir meine Worte zu-rechtgelegt hatte – Papa, was hat die Firma während der NS-Zeit gemacht? Papa, waren deine Großeltern Nazis,

deine Eltern? Papa, hast du diese Fragen in meinem Alter auch gestellt? Papa, was wusstest du von Frieda? –, verloren sie an Substanz. Ich stieß meine Zunge gegen die Zähne, gegen die Decke meines Mundes, formulierte die Laute, die ich brauchte. Aber sobald sie meinen Mund verließen, verloren sie ihre Wucht. Ihre Dringlichkeit. Wichtigkeit und Nachdruck. Und Wut. Die Fragen rüttelten nicht, weckten nicht. Sie kamen als Nebensächlichkeiten an, als historische Platituden. Und mein Vater antwortete mit Routine. »Nein, Martin war kein Nazi, glaube ich«, sagte er einmal. Und »Die Baufirma, die war damals so gut wie pleite«, ein anderes Mal. Sätze, die er im Laufe meiner Kindheit, meiner Jugend, immer wieder so formuliert hatte. Die er in seiner Kindheit und Jugend genauso gehört hatte. Sätze, die als Echo Generationen überdauert haben. Er würde mir ja alles erzählen, aber er wisse auch nicht mehr, sagte er geduldig. Von Frieda habe er im selben Moment erfahren wie ich.

Einmal probierte ich es mit Interview-Spielen. Ich stellte alte Familienfotos, die ich in Kisten in einem Lager-raum gefunden hatte, wo der Rest des Haushalts meiner Großeltern aufbewahrt wird, auf dem Tisch vor uns auf. Schwarz-Weiß-Fotos von Frauen mit hohen blütenweißen Kragen und sorgfältig gelegten Haarknoten. Meine Urgroßmutter als junge Frau, romantisch schön wie aus einem Film, in einem langen weißen Kleid an die Wand gelehnt, die Ferne betrachtend. Frieda, abwesend nach unten blickend, mit Brosche an der Bluse. Zwei Geschwisterkinder vor einer Tapete mit Waldmotiv und in besten Sonntagskleiden. Ich arrangierte die alten Fotos als Tableau.

Wir trafen uns in seinem Konferenzzimmer im Firmen-

büro. Früher hätte man Kontor gesagt. Ich versteckte mich hinter meinem Professionalismus, zückte meinen Kuli. »Was fühlst du, wenn du die Fotos siehst?«, fragte ich meinen Vater. Ich stand neben ihm, er guckte zu mir hoch: »Was soll ich denn fühlen? Das war wohl damals so.« Er zückte mit seinen Schultern die Fragen weg. »Was soll ich sagen?«, sagte er. Und auch wenn er fand, dass es gut wäre, wenn man diese Geschichte mit Frieda aufklären würde, wenn er mir alles gab, was er wusste, wenn er mich mit Zeit, mit Vertrauen und später mit Kinderbetreuung unterstützte: Frieda wurde kein Familienprojekt. Frieda zu finden, das war jetzt meine Sache, meine ganz allein.

Familienvergangenheit ist ein Satz Geschichten. Ereignisse, die so oft erzählt und wiederholt wurden, von einem zur anderen, zum anderen, zur einen, zum nächsten, dass sie sich zu einer Geschichte verdichten. Wie die Geschichte von Papa und seinem Hund, der treu vor dem Schultor wartete, sabberte und den anderen Kindern Angst machte. Es gibt auch Geschichten über meine Oma, die die eleganteste Frau der Stadt gewesen sein soll und selbst in der Küche Pumps trug und die glaubte, dass man Kinder schreien lassen müsse. Die Geschichte von meinem Opa, der seinen Führerschein nach nur eineinhalb Fahrstunden bekommen haben soll, weil er genug Benzin mitgebracht hatte. Die Geschichte von meinem Urgroßvater, der erblindete und sich das Leben nahm.

Wirklich große Erzähler*innen waren meine Vorfahr*innen nicht. Aus ein paar wenigen Sätzen waren die Geschichten etwas hilflos zusammengeklebt, kaum ausgeschmückt. Aber beim Nationalsozialismus, da fehlte noch mehr. Es waren keine Geschichten, es waren Nicht-

Geschichten. Negationen. »Sie waren keine Nazis.« »Die Firma war so gut wie nicht existent.« Es wurde nicht erzählt, was gemacht wurde, sondern nur, was nicht gemacht wurde. Es waren minimalste Erzählungen, von denen ich noch nicht einmal wusste, wer sie ursprünglich in die Welt gesetzt hatte. Elli? Mein Opa? Meine Großtante? Kurze Sätze, in denen ein Schutzmechanismus jede Bedeutung abgeschliffen hatte.

Die Firma war also während der NS-Zeit so gut wie pleite. Aber kein Wort wurde je darüber verloren, was die Firma in diesem fast insolventen Status gemacht haben soll. Die Firma war so gut wie pleite. Die Firma war so gut wie pleite. Die Firma war so gut wie pleite. Ich suchte Anhaltspunkte in diesen Sätzen, wiederholte sie im Kopf immer wieder. Wie ein Wort, das man so oft leise vor sich hinsagt, bis es jeden Sinn verliert.

Und dann stellte ich mir vor, wie das mit der Firma war während der Zeit des Nationalsozialismus. Wie das ausgesehen hätte, wenn die Firma so gut wie pleite gewesen wäre.

Ich stellte mir vor, wie Martin im Kontor sitzt. In dem Haus, in dem auch ich aufgewachsen bin. Das nur ein paar hundert Meter von seinem heutigen Grab entfernt ist. Ich stellte mir vor, dass er sich nach einer kurzen Nacht die Augen reibt, die schlechten, die ihn immer mehr im Stich lassen. Dass er sie zusammenkneift, um die Briefe im Schein seiner Schreibtischlampe entziffern zu können, so wie ich es mit meinen schlechten Augen manchmal tue. Ich stellte mir vor, dass er sich seinen Schnäuzer zurechtreift und irgendwo im Haus Kaffee gekocht wird. Sein Stuhl knarzt, wenn er sich über die Papiere auf dem Tisch beugt. Vielleicht war das Kontor ja in meinem Zimmer,

in dem ich als Kind unter dem losen Fischgrätenparkett immer mal wieder erfolglos nach Geheimbotschaften gesucht habe. Das Zimmer zur Straße hin.

Martin nimmt seinen Stift in die Hand, ich mache ihn in meinem Kopf zum Linkshänder, und jetzt verharret er. Er setzt den Federhalter, der immer Löcher ins Papier reißt, nicht aufs Papier. Er schreibt keine Rechnung, keinen Kostenvoranschlag, unterzeichnet keinen Auftrag. Denn die Firma hat, so die Erzählung, ja quasi nicht existiert. Das Bild von Martin friert ein, während die Sonnenblumen vor dem Fenster im Vorgarten jeden Tag der Sonne folgen, von links nach rechts, immer vom Fenster weggedreht. Zwölf Jahre lang. Martin sitzt da – und macht nichts. Keine Kostenaufstellungen, keine Projektplanungen, keine Materialbestellungen. Keine Baustellen.

Die Nazidiktatur dauerte zwölf Jahre, und in diesen gesamten zwölf Jahren soll die Baufirma kaum aktiv gewesen sein. Eine Insolvenz lässt sich aber nicht zwölf Jahre herauszögern. Also muss Martin doch Rechnungen geschrieben haben, Kostenvoranschläge verfasst haben. Er muss seinen Federhalter aufs Papier gesetzt und Anfragen beantwortet, Bauskizzen gezeichnet haben. Arbeiter bezahlt haben. Gebäude in die Höhe wachsen lassen haben.

Was haben Martin und Elli also zwölf Jahre lang, von 1933 bis 1945 getan? Welche Namen, welche Adressen standen auf diesen Rechnungen? Für wen haben sie gebaut? Wofür waren die Kostenvoranschläge? Und was haben sie mit Frieda gemacht? Wie passt sie da rein?

Das sind die Geschichten, die nicht erzählt wurden. Meine Familie sprach nicht über Martin oder Elli. Auch nicht über Frieda. Ich hatte keine Infos, kein Material, das

mir helfen könnte, Martin und Elli greifbarer zu machen. Das sie ausfüllen und die Schwester Frieda aus ihrem Dasein als vergessener Schatten lösen würde. Ich hatte nur Familien-Nicht-Geschichten.

Als Nachwuchsjournalistin konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht glauben, dass es zu Frieda nichts gab, während meine Welt vor recherchierbaren Fakten überzulaufen schien. Ich googelte nach Frieda – aber da war nichts. Zum Kloster konnte ich nur Fragmente finden. Nur die Erwähnung, dass es dort »Euthanasie«-Fälle gegeben haben soll. Das Internet schmiss mir massenhaft Artikel über die Landesaufnahmebehörde für Geflüchtete, die heute im Kloster untergebracht ist, und über die Psychiatriereform in den 1980er Jahren entgegen.

Aber Frieda fehlte. Und mir fehlten zu diesem Zeitpunkt noch die Werkzeuge oder der Wille, um tiefer zu graben. Frieda Helms zog sich langsam in meinen Hinterkopf zurück und ich lernte den Alltag als Journalistin besser kennen. Ich interviewte Tierschützer*innen, tat es danach nie wieder, ließ mich bei Presseterminen nett belächeln, wartete in der Redaktion auf den Angstschweiß nach dem Andruck, gestaltete Lokalausgaben und ließ mich dafür von Lokalchefs anschreien. Ich telefonierte frühmorgens mit der Polizei und spätabends mit der Feuerwehr. Ich interviewte Ministerpräsidenten, ganz allein, war stolz darauf und detschte danach beim Zurücksetzen eine Beule in das Redaktionsfahrzeug.

Ich wurde Redakteurin, wechselte ins Überregionale, ging in Elternzeiten und kam wieder. Hatte immer noch Angstschweiß, während ich in Videocall-Schleifen vor hochpolierten Schauspieler*innen saß. Schrieb über alles und jeden und kaum über das, was mich interessierte. Im

Frühjahr 2023 hatte ich lang genug gebettelt und bekam endlich einen Freifahrtschein: ein paar Recherchetage und ein Thema meiner Wahl – wenn es denn gut war. Also, was war es, das ich wollte? Wirklich wissen wollte? Wo hatte ich Fragen, aber keine Antworten? Frieda, die im Schatten gewartet hatte, meldete sich zurück. Da war sie wieder, diese eine Frage, an die sich unendlich viele Folgefragen anschließen würden: Wo war Frieda?

Zum Recherchieren fuhr ich immer wieder in die Heimat, übernachtete bei meinen Eltern, in dem neuen Haus, das sie auf dem Hintergrundstück gebaut hatten, schnappte mir mein altes Hollandrad, radelte durch Oldenburg. Eine mittelgroße Stadt, studentisch, mit kleinen Läden, Fußgängerzone und Bauernmärkten, einer ausgeprägten Fahrradkultur. Eine Stadt, die sich als Zentrum der Region fühlt. Mit meinem ächzenden Rad fuhr ich ins Landesarchiv. Oder zu Interviewterminen, zum Beispiel mit dem Medizinhistoriker Ingo Harms. Oder eben zu Friedhöfen. Immer wieder kam ich zum alten Pol, zur Adresse meiner Kindheit zurück.

Ich kenne hier alle Wege in- und auswendig. Wenn ich früher unterwegs war, sah ich die Umgebung kaum, und wenn ich dann meinen Zielort erreichte, wusste ich oft nicht, wie ich da hingekommen bin. Radfahren ist für mich immer schon etwas Meditatives gewesen. Doch jetzt waren die Fahrten anders. Vor meinen Augen überlagerten sich die vorbeiziehenden Häuserzeilen. Einmal das Oldenburg meiner Kindheit. Meine Grundschule. Der Aldi, zu dem wir uns später, in der großen Pause auf dem Gymnasium, gestohlen haben. Die Straßen, durch die ich einmal als aufgelöste Dreizehnjährige gerannt bin, völlig durchnässt und heulend, weil der Typ, den ich mochte,

fies zu mir gewesen war. Dieses unbestimmte Gefühl der Enge, das mit dem Alter immer stärker wurde. Dass Oldenburg schon genau wusste, wer aus mir werden würde.

Als Zweites sah ich das heutige Oldenburg: Der Aldi war inzwischen ein Bio-Markt. Neue Wohngebäude mit bodentiefen Fenstern und hellem Klinker. Ich sah unseren Firmennamen an einem Bauzaun, sah neue Projekte. Neue Gebäude, über die wir später werden sagen können: Das haben wir gebaut. Ein bisschen Ewigkeit.

Dann aber war da inzwischen ein drittes Oldenburg, das ich früher nicht wahrgenommen hatte, das historische. Genauer: das Oldenburg der NS-Zeit, das durch meine Recherche allmählich an Kontur gewann. Nur ein paar Häuser neben meinem Elternhaus ist ein Büro der SA gewesen. Meine liebste Cocktailbar aus Teenagerjahren lag an einem Platz, den die Nazis »Platz der SA« genannt hatten. Daneben ist ein Zwangsarbeiter*innenlager gewesen. Orte der Gewalt, die sich unter Alltag verstecken. Plötzlich war es beim Radfahren, als hätte sich ein neuer Film über meine Sicht gelegt. Keine Straße war mehr unschuldig. Bei diesen Recherchebesuchen spürte ich einmal mehr diese Enge in der Stadt. Verdichtet aus Unausgesprochenem, tief Begrabenem.

Das erste Etappenziel auf meiner Suche nach Frieda war das Auffinden ihres Grabes. Wie schwer kann das schon sein, dachte ich. Inzwischen – also zwischen meinem ersten Besuch am Familiengrab 2017 und meinen Radfahrten 2023 – hatte der Historiker Ingo Harms gemeinsam mit Schüler*innen Neues zum Kloster Blankenburg veröffentlicht: eine Liste der Toten aus dem Pflgeheim im Kloster, in dem Frieda während der NS-Zeit war.

Und dazu die Friedhöfe, auf denen sie beerdigt wurden. Auch Frieda Helms stand auf dieser Liste.

Frieda. Das erste Mal sah ich eine eigenständige Spur. Eine Info, die nicht von meiner Familie kam, mehrere Infos sogar: einen Namen in einer Liste, ein Todesdatum, ein Sterbealter und eine Abkürzung, die mich zu ihrem Grab führen könnte. Keinen Hinweis darauf, wer sie gewesen war, aber erstmals Gewissheit, dass sie gewesen war.

Ich war erleichtert. In mir kauerte irgendwo noch die Angst, dass ich das alles missverstanden hatte. Dass es gar kein Verbrechen aufzuklären gab. Dass Frieda eines natürlichen Todes gestorben war. Immerhin ist sie 59 Jahre alt geworden. Alle Menschen müssen schließlich sterben.

Bis zu dieser ersten Spur war der Unterschied zwischen Frieda, die einfach nur starb, und Frieda, einem möglichen Opfer des Nationalsozialismus, meine Deutung der Fakten. Mein Glaube, dass es jemanden gegeben haben muss, der oder die Frieda ins Klosterheim gesteckt hat, und dass es der Aufenthalt in diesem Heim war, der sie getötet hatte. Es war eine Entscheidung, nach Frieda zu suchen, um ihr eine Geschichte, ihre Biographie wiederzugeben. Doch was, wenn ich mich geirrt hätte? Dann hätte ich völlig ohne Grund mit den Füßen gestampft, laut »Unrecht« geschrien und dramatisch mit dem Finger auf meine Familie gezeigt. Und über Familie und Firma, so empfand ich, redete man nicht.

Ich war im Kindergartenalter, als ich feststellte, dass mein Großvater reich war. Wirklich reich. Ein Millionär. Ich wollte es allen anderen Kindern erzählen, so spannend fand ich das. Boah, ein echter Millionär. Ich kenne den. Und das ist mein Opa. Ronja, mein Opa ist ein Millionär. Der hat Millionen. Millionenmilliarden. »Wie Dago-

bert Duck!«, rief ich vor einer Bank im sonnengefluteten Garderobenraum zur nächsten. Ronja, wusstest du das?

Vor meinem Emblem mit dem Laternelauf-Kind, an dem meine Jacke hing, hockte sich meine Mama hin. »Das stimmt schon, Geraldine, aber erzähl' es den anderen nicht. Die wissen vielleicht nicht, wie das ist«, sagte sie in meiner Erinnerung leise. Ich nickte, biss mir auf die Unterlippe, wie ich es immer tat, wenn ich mich in mich selbst zurückzog. Noch immer manchmal tue, wenn keine*r guckt. Wie es eins meiner Kinder heute tut, wenn es kuscheln will. Meine Mama sagte diesen Satz vielleicht einfach nur so dahin, in der Hektik des Morgens, bevor sie schnell weitermusste. Diese Erinnerung fühlt sich nicht streng an, sie fühlt sich warm an. Meine Mama wollte mich schützen, vor Neid und Missgunst. Aber vielleicht ging der Schutz trotzdem auch in beide Richtungen: mein Schutz – und der Schutz der Familie. Vor Gerede. Vor Aufmerksamkeit. Ich merkte es mir und redete nicht mehr mit anderen über Geld oder die Firma. Versuchte wenig erfolgreich so zu tun, als gäbe es beides nicht. Über die Jahre wurden diese Warnungen immer mal wieder erneuert. Und ich gab mir Mühe, nicht zu reden. Nicht, als die Firma wirklich insolvent ging. Nicht, wenn es neue Projekte gab. Oder Streit. Es gelang mir nicht ganz. Firmen-geheimnisse und Familiengeheimnisse, sie waren nicht zu trennen.

Rede nicht über die Firma, rede nicht, rede nicht, rede nicht. Das Gebot, dieser Schutzmechanismus, kam mir älter vor als meine Eltern. Mein Onkel, der, der mir die E-Mail zu Frieda geschickt hatte, erzählte mir, dass er früher versucht habe, mit seinen Eltern über die Nazizeit zu sprechen. »Über den ganzen Krieg und die NS-Zeit wurde

nicht gesprochen. Das war ein schwarzes Feld«, sagte er am Telefon. Es war das längste Telefonat, das wir je miteinander geführt hatten. Ich fragte mich, ob ich alle Familienmitglieder bei dieser Recherche um Erlaubnis bitten sollte. So tief saß diese Überzeugung, dass ich Firma oder Familie nicht öffentlich machen durfte. Aber mit jedem Fund zu Frieda, mit jedem Beweis dafür, dass sie tatsächlich gelebt hat, dass sie mal eine Person, ein Baby, ein Kind, eine Tochter, eine Schwester gewesen ist, löste sich dieses in mir festsitzende Gebot ein Stück weit auf.

Frieda hat verdient, dass wir uns an sie erinnern. Sie hat ein Grab verdient, zu dem man gehen kann. So wie alle anderen Familienmitglieder auch. Mit jedem Schnipsel, den ich auf meiner Suche nach Frieda fand, wandelte sich mein Leitsatz, bis er so ging: Ich darf über meine Familie reden. Ich darf. Ich darf Frieda suchen. Und ich darf auch das aufschreiben, was meine Familie mit ihrem Verschwinden zu tun hat. Mit ihrem Vergessenwerden.

Ich würde also Frieda finden, dachte ich. Denn neben »Helms, Frieda« war in der Veröffentlichung von Ingo Harms eine Abkürzung vermerkt. NF. Ich fuhr in die »Euthanasie«-Gedenkstätte in Oldenburg, um mit dem Historiker zu sprechen. Die Gedenkstätte befindet sich in einem kleinen Backsteinhäuschen auf dem Gelände der heutigen Psychiatrie. Hier in Wehnen war auch in der NS-Zeit die große Psychiatrie mit mehreren tausend Patient*innen gewesen. Und mit mehr als tausend »Euthanasie«-Opfern. Das Heim, in dem Frieda ihre letzten Lebensjahre verbracht hatte, war hingegen ein kleiner Ableger außerhalb der Stadt. Die Gedenkstättenräume waren noch kalt, als ich mit meinem tropfenden Regencap eintrat. Zwischen Infotafeln und einer alten Kranken-

liege sagte Harms mir: Frieda wurde nicht wie viele andere direkt auf dem Klostergelände beerdigt, sondern auf dem sogenannten Neuen Friedhof. Der Neue Friedhof. NF. Ein Friedhof, den ich kannte, auf dem aber keine meiner Verwandten begraben sind. Der Neue Friedhof liegt weit weg vom Kloster, sechs Kilometer Luftlinie. Im Westen der Stadt und nicht im Osten, wie das Kloster selbst.

Harms konnte mir viel über die Psychiatrie erzählen, auch etwas zum kleineren Klosterheim, aber kaum Details zu Frieda, darüber, wie sie ihren Alltag erlebte. Woran sie gestorben war. Ob sie Zwangsarbeit leisten musste. Ich fragte weiter und weiter, froh um den Experten. »Die meisten Angehörigen kommen nicht mit so konkreten Fragen«, sagte er. Ich hatte zwar immer noch keine Geschichte zu Frieda, aber vielleicht einen Ort. Ein Grab, an dem ich sie finden würde.

Ich radelte zurück zu meinen Eltern und bereitete mich auf den Besuch bei Frieda vor. Ich ging in den Garten, den auch meine Vorfahr*innen bewirtschaftet haben. Ich schnitt mit der Gartenschere meiner Mutter eine Pfingstrose, weil ich das schön fand. Weil ich plötzlich dachte, dass vielleicht noch nie jemand Blumen an Friedas Grab gebracht hatte. Die Rose war dunkelrot und voll und schwer. Ich wollte Frieda aus dem Garten meiner Familie eine Blume bringen, weil ich das immer für die Toten meiner Familie getan hatte. Weil Frieda die gleichen Rituale verdiente.

Ich würde Frieda kennenlernen. Aber mir blieb nicht mehr viel Zeit. Bald ging der Zug zurück in mein eigenes Zuhause, in meine eigene Welt, in der morgens vor Kita und Arbeit nie Zeit bleibt. Zurück in meine Wohnung, die mit unseren eigenen Sachen vollgestopft ist, in unser eige-

nes Chaos. Ich spurtete durch das ordentliche, neu gestaltete Haus meiner Eltern. Ich musste mich beeilen, holte das Rad aus dem Schuppen und trat in die Pedale. Raus aus der Hofeinfahrt, nach rechts, den alten Weg zur Schule, dann die Abkürzung hinter dem Schulhof entlang, an der alten Fahrschule vorbei. Die Pfingstrose wippte schon etwas schlapp im Fahrtwind. Das durchgeschwitzte T-Shirt klebte an meinem Rücken. Würde ich Frieda etwas erzählen, so wie ich es am Grab meines Opas mütterlicherseits manchmal machte, leise vor mich hin murmelnd? Ich stellte das alte Hollandrad in den Fahrradständer vor der Friedhofsmauer und versuchte, mich zu orientieren. Friedhöfe sind für Wissende gemacht. Nur, wer sowieso schon weiß, wo das Grab ist, findet seinen Weg. Ich bat die Blume, noch ein bisschen durchzuhalten, bis ich ihr eine grüne Steckvase holen würde.

Ich zog an den geraden Reihen vorbei, an den Menschen, die in der Vormittagsstille andere Menschen betrauerten, Gräber pflegten, die Liebsten nicht in Vergessenheit geraten ließen. Ich fühlte mich als Eindringling, denn ich trauerte nicht um vergangene Menschen und die Erinnerungen an sie. Die anderen hatten einen ehrbaren Grund, hier zu sein, ich hingegen war eine Voyeurin des Todes.

Ganz hinten links dann, kurz vor den Baumgräbern, entdeckte ich eine Tafel zwischen zwei Bänken. Dort waren Fotos abgedruckt, vom Kloster Blankenburg und von Menschen, die in dem Heim verstorben waren. Und obwohl die Zeit drängte, las ich mir die Gedenktafel zu den Opfern der »Euthanasie« in Blankenburg durch. Um mich vorzubereiten auf Frieda. Die Gedenktafel basierte auf den Erkenntnissen des Medizinhistorikers Harms, dem

aus der kalten Gedenkstätte. 103 Menschen waren demnach während der NS-Zeit im Kloster Blankenburg verstorben, gestorben worden, mutmaßlich ermordet worden. Wieder fand ich keine Hinweise auf das Leben im Kloster, nur Zahlen zu den vielen Toden. 52 Menschen seien auf dem Friedhof des Klosters selbst beerdigt worden. 46 weitere Patient*innen direkt auf dem Neuen Friedhof – wie der Historiker es auch bei Frieda vermutete. Einzelne seien auf anderen Friedhöfen bestattet.

Die Menschen, die auf dem Klosterfriedhof lagen, wurden im Dezember 1941 umgebettet. Ihre Särge vom Klosterfriedhof zum Neuen Friedhof gebracht. Der Grund: Das Heim wurde aufgelöst, um Platz für ein Krankenhaus zu machen. Die noch lebenden Bewohner*innen nach Süddeutschland deportiert. Diese umgebetteten Gräber, die also wegen einer Baustelle Ende 1941 von Blankenburg nach Oldenburg verfrachtet wurden, konnte Harms in einem Projekt zusammen mit Schüler*innen ausfindig machen. 52 Tote, 52 Särge, 52 Gräber. Das Blankenburger Feld.

Ich drehte mich von der Tafel weg und fand direkt hinter mir zwei Reihen mit den gleichen grob behauenen Steinen, die wie Kissen auf der Erde lagen. Die Ruhestätten der Toten von Blankenburg. Ich ging durch die Reihen und fragte mich bei jedem Namen, ob Frieda den Menschen dahinter gekannt hatte. War sie vielleicht mit Anna Dorothee befreundet, die ähnlich alt war? Oder hörte sie im Kloster das Weinen von Peter, der noch ein Kleinkind war, gerade mal ein Jahr alt, als er starb? Ich las von Meta, von Gretchen, von Heino und Max Moritz und Wilhelm. Von Josef und den Schwestern Angela und Maria, die nur ein paar Tage nacheinander starben. Karl und Luer und

Johanne. 52 Namen, 52 Geburtsdaten, 52 Todesdaten und 52 fremde Leben, die sich dazwischen aufspannten. Wo hatten diese Leben Friedas berührt? Und wer erinnerte sich heute an diese 52 Menschen? Wer besuchte diese Gräber mit Blumen aus dem Garten?

Ich lief die Reihen wieder und wieder ab, sah auf die Handyuhr. Ging vor und zurück. War ich einfach mal wieder zu müde? Friedas Name fehlte.

Ich ging leise, leise, ich war ja auf einem Friedhof, zu einem Mann, der keine Blume in der Hand hielt, aber dafür einen kleinen Hund an der Leine. Fragte ihn, ob es hier noch zusätzliche markierte Gräber aus Blankenburg gebe. »Schlimme Geschichte«, sagte er, während sein Hund an meinem Bein schnupperte. »Nein, nur diese zwei Reihen.«

Ich hatte gedacht, ich wäre Frieda nähergekommen, aber sie blieb versteckt, unsichtbar in dem Vergessen, das meine Familie um sie herum konstruiert hatte. In dem Vergessen, das auch das Kloster Blankenburg zu umgeben schien. Ich legte die Blume auf ein leeres Feld und machte ein Foto. Als Behelfsgeste. Der Verkehr rauschte laut an der Friedhofsmauer vorbei.

Wieder zu Hause, inmitten meines wohlbekannten Chaos, rief ich noch einmal Ingo Harms an. Wo liegen denn die anderen Toten auf dem Neuen Friedhof? Wo könnte Frieda sein? »Dann müsste sie eigentlich auf dem Gertrudenheimfeld liegen«, schlug er vor. Das Problem: Ein Gertrudenheimfeld, das gibt es heute auf dem Neuen Friedhof so nicht mehr. Und auch Ingo Harms kannte die genaue Lage nicht.

In den nächsten Wochen folgte ein unerwarteter Telefonsprint durch Unternehmen, Behörden und andere Büros. Ich klingelte mich durch die Kirchengemeinde Olden-

burg – hier waren aber keine alten Bezeichnungen von Grabfeldern bekannt. »Es gibt hier nur noch zwei weitere Grabfelder«, klärte die Gemeindemitarbeiterin mich telefonisch auf. Einmal das sogenannte Diakonissenfeld. Aber nach ein paar E-Mails und Anrufen beim Stift, der das Diakonissenfeld betreibt, konnte ich dieses von der Liste streichen.

Blieb als letzte Alternative das Gedenkfeld für die Toten des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Von der Kirchengemeinde wurde ich an das Grünflächenamt verwiesen. Von da aus wieder zurück, dann zu einem Archivar, der sich nie zurückmeldete. Überall Sackgassen. Niemand konnte mir sagen, mit welchen Gräbern dieses Feld vorher belegt war oder seit wann es dieses Gedenkfeld überhaupt gab. Wie konnte etwas so Ewiges wie ein Friedhof so wenig von der eigenen Vergangenheit wissen? In der Zwischenzeit fuhr ich immer wieder zum Neuen Friedhof, in der Hoffnung auf Zufälle. Wie eine Schachfigur zog ich über die Gräberreihen hinweg, von der einen Ecke des Friedhofs zur nächsten.

Wenn ich mit den Büros und Ämtern telefonierte, sagten die Menschen am Ende der Leitung oft: Beileid. Ich reagierte meistens mit einem Ähhja. Denn ich hatte ja gar kein Leid. Ich kannte Frieda nicht. Frieda war bis vor ein paar Jahren nicht einmal Teil meiner Geschichte gewesen. Ich schämte mich. Als würde ich mich mit einer fremden Trauer schmücken. Als würde ich mich größer machen, auf ihrem Rücken.

Ich habe zu Frieda recherchiert, ob sie wollte oder nicht. Jede Geschichte, die ich über sie erzählen würde, wäre eine aus meiner Perspektive. Meine Idee von ihr. Ich stülpe ihr meine Version von ihr über, so blass und vage

diese Version auch sein mochte. Mit der Suche nach Frieda meinte ich aber trotzdem etwas Echtes zu finden. Etwas Unausgesprochenes freizulegen, das ich vorher nur gefühlt hatte. Ein bisschen diese Enge erklären zu können, die ich spürte, wann immer ich in Oldenburg war.

Meine Recherchetage für die Zeitung waren noch vor dem Hochsommer aufgebraucht. Ich war genervt und unter Druck. Ich hätte nach all dieser Zeit etwas vorweisen müssen. Aber statt einer Antwort in Form einer zügigen, dichten, zweiseitigen Reportage – statt 16 000 Zeichen, die so geschrieben waren, dass man sie auf alle Formate der verschiedensten Ausgaben zurechtkürzen konnte –, hatte ich ein Notizbuch mit offenen Fragen gefüllt.

Ich kündigte meinen Job als Redakteurin im Sommer 2023. Und obwohl das vielleicht in diesem Zusammenhang so klingen mag: Es war nicht wegen Frieda. Ich war wohl generell auf der Suche im Leben. Nach einer Richtung. Nach dem, worüber ich wirklich schreiben wollte. Nach der Art, wie ich mein Leben gestalten wollte. Ich machte mich selbständig – und von da an konnte ich die Recherche komplett in Eigenregie umsetzen.

Der Historiker Götz Aly schreibt in seinem Buch *Die Belasteten*, dass nach seinen Berechnungen heute etwa jede*r achte Deutsche über 25 Jahre mit familiären Wurzeln im Deutschen Reich direkt mit einem Menschen verwandt ist, der Opfer der nationalsozialistischen »Euthanasie« wurde. Bei einer Schätzung von etwa 200 000 bis 300 000 Opfern, von denen die Forschung ausgeht. »Bis heute sprechen die wenigsten Familien über die verschwundenen Verwandten, oft sind sie schon lange vergessen«, schreibt er weiter. Ich erkannte uns, erkannte Frieda darin wieder. Die Opfer »wurden getötet, weil sie

als ›leere Menschenhülsen‹, als ›Wesen auf niedrigster tierischer Stufe‹ galten. Sie sollten möglichst spurlos verschwinden«, so Aly. Meine Befürchtung war, dass meine Urgroßeltern bei diesem Verschwinden geholfen hatten.

Während die Rolle meiner Familie im Nationalsozialismus für mich abstrakt blieb, war es der Nationalsozialismus selbst nicht. Ich kannte Geschichten, Biographien, die von der Mannigfaltigkeit des Grauens geprägt waren. Aber es waren immer Geschichten von anderen. Von anderen Menschen, von anderen Orten, weit weg von der Heimat. Orte, die ich nicht kannte.

Als ich das erste Mal vom Nationalsozialismus oder dem Holocaust gehört habe, so meine schwammige Erinnerung, war ich in der Grundschule. Meine Lehrerin Frau Werner hatte der Klasse erzählt, dass es diesen Nationalsozialismus gegeben hatte, und der sei schlimm, ganz schrecklich schlimm gewesen, und es seien viele Jüdinnen*Juden ermordet worden. Auch in Oldenburg. Das drang damals schon zu mir durch, machte Eindruck, aber mein kindliches Hirn setzte dieses »schlimm« mit der Geschichte über den großen Stadtbrand von 1676 gleich.

In der 5. oder 6. Klasse habe ich zu Hause im Bücherstapel meiner Mama die Graphic Novel *Maus* von Art Spiegelman gefunden, der die Geschichte seines Vaters, eines Holocaust-Überlebenden, nachgezeichnet hat. Ich dachte erst, es sei eine Tiergeschichte. Ich saß auf dem Boden, verschwand in den Zeichnungen und tauchte erst zum Abendessen hungrig wieder daraus auf. Die Deutschen hat Spiegelman als Katzen, die jüdischen Menschen als Mäuse dargestellt. Ich konnte die Verbrechen damals nicht mit dem Land in meinem Heute zusammenbringen. Diese Unmenschlichkeit mit Mitmenschen. Danach las ich das

Tagebuch der Anne Frank. Bücher, Artikel, Ausstellungen, Gedenkstättenbesuche folgten. Mal mit der Schule, mal ohne.

Ich verband die Verbrechen der NS-Zeit mit der monströsen Planung der Führungsebene. Mit den Nürnberger Prozessen, mit dem Eichmann-Prozess. Aber ich verband diese Monstrosität nicht mit einem Alltag, in dem alle gelebt haben. Und vor allem nicht mit meinen eigenen Vorfahr*innen, mit meinem eigenen Leben. Damit, dass auch meine Vorfahr*innen Rädchen in diesem System gewesen sein müssen, dass sie sich in und zu diesem Regime verhalten haben müssen. Dass sie nicht in einen zwölfjährigen Winterschlaf verfallen waren, wie es immer auf mich gewirkt hatte, wie es in den Erzählungen wirkte.

Dazu kam: Ich bin unglaublich privilegiert aufgewachsen. Nicht nur weiß und im sicheren Deutschland, auch wohlhabend. Meine Eltern konnten mich in meiner Kindheit fördern, mich mit Büchern füttern. Äußerte ich ein vages Interesse, setzten sie mir die richtigen Dinge oder Dienstleistungen vor die Nase. Sie gaben mir einen abgesicherten Start ins Leben.

Sobald ich heute über den Reichtum meiner Familie schreibe, schäme ich mich. Wie als Teenagerin. Weil er so ungerecht und willkürlich ist. Aber es ist einfach ein Fakt: Meine Familie war und ist reich, und ich war und bin somit privilegiert. Konnte dadurch meinen Job kündigen, in dem ich feststeckte, durfte mich ausprobieren und wusste, dass ich im Zweifel weich fallen würde. Aber nun dachte ich auch: Der Reichtum war vielleicht gar nicht willkürlich. Ich wollte wissen, wo mein Privileg herkommt. Und ob das Geld und meine damit verbundene Freiheit mit dem Leid anderer erwirtschaftet worden war.

Mit meiner Selbständigkeit nahm ich den Faden wieder auf, den Faden zu Frieda. Nachdem wir an einem dunkelgrauen Abend im November die Kinder ins Bett gebracht hatten, saß ich an unserem Esstisch, kratzte getrocknete Tomatensoßenflecken von der Holzplatte und dachte, dass ich bei der Grabsuche mit diesem Behörden-Pingpong nicht weiterkommen würde. Offensichtlich lag dort nichts vor. Oder die Angestellten wussten nicht, wo sie gucken sollten. Ich brauchte historische Quellen. So zapfte ich den heiligen Gral der Ahn*innenforschung an: die Kirchenbücher. Die langen Listen aus jeder Kirchengemeinde, in denen sämtliche Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten und Beerdigungen festgehalten wurden, Leben verzeichnet wurden. Über Jahrhunderte. Zumindest früher, als die meisten noch Kirchenmitglieder waren, ist hier beinahe jeder Mensch verzeichnet worden.

Inzwischen ist ein Teil der Kirchenbücher für Online-Plattformen digitalisiert worden. Dadurch konnte ich die Datenbanken von zu Hause aus durchsuchen, wenn ich den Zugang bezahlte. In blaues Laptoplicht gehüllt saß ich vor verwelkten Blumen, die wir vergessen hatten wegzuschmeißen, in einem viel zu niedrigen, ausgefransten Sessel und scrollte mich durch Ordner und Unterordner.

Für das Kloster Blankenburg war die Kirchengemeinde Osternburg zuständig. Osternburg, das ist ein altes Arbeiter*innenviertel in Oldenburg. Von meinem Elternhaus aus gesehen muss man einmal über den Fluss, auf die andere Stadtseite. Früher reihten sich dort die Fabriken aneinander, eine Glashütte, eine Spinnerei, eine Wagenbauanstalt, heute sind es Gewerbegebiete und Ikea.

Ich klickte mich durch krisselige PDFs, während meine Füße auf dem Boden gegen liegengelassene Spielzeug-

autos, Legosteine und ungeliebte Brotkanten stießen. Ich fand auf dem Bildschirm das Jahr 1941. Januar, Februar. Meine Füße zog ich auf den alten Sessel hoch. Immer wieder fielen mir Einträge auf, in denen unter einem Namen der Vermerk »Pflegling im Kloster Blankenburg« eingetragen war. Und dann war sie da, in der Liste vom Februar 1941. »Frieda Meta Christiane Helms«, stand da in langgezogener Schrift. Der Pastor, der hier so geschwungen ihren Namen schrieb, hatte gerade ihrem Leichnam seinen Segen gegeben. Hatte sie beerdigt. Hatte sie vorher vielleicht sogar gekannt, getauft, konfirmiert. Frieda Meta Christiane Helms. Buchstaben, die sie aus ihrem Zustand als ewiger Geist erheben. Frieda Meta Christiane Helms war echt, sie hatte gelebt und war gestorben. Aus der Stille, die Frieda bislang umgab, wurde ein Wispern. Als würde sie sich langsam durch das Vergessen drängen. Ich konnte ihre Schritte nicht hören, aber ich konnte mir vorstellen, wie die Absätze ihrer Schuhe durch die gleichen Straßen von Oldenburg klackten wie meine. Fast war es, als würden wir gleich aufeinandertreffen. Uns an der nächsten Straßenecke begegnen. Meine Fingerspitzen wurden kribbelig, hofften, im faden Laptopschein noch mehr erblättern zu können. Ich scrollte ungeduldig hoch und runter. Speicherte den Eintrag, um ihn immer wieder betrachten zu können. Um immer wieder auf ihren Namen stoßen zu können: Frieda Meta Christiane Helms. Eine neue Gewissheit, die ich nicht mehr in Vergessenheit geraten lassen würde.

Links neben ihrem Namen stand das Datum der Beerdigung: 10. Februar 1941. Und dann eine weitere Zahl: 3331. Dazu eine Abkürzung: A.K. Aus den Dokumenten von Ingo Harms wusste ich inzwischen, dass diese Buchsta-

ben für »Alter Kirchhof« standen und damit der ältere Teil des Osternburger Friedhofs gemeint war.

Ich war also wochenlang über den falschen Friedhof gestapft? Alter Kirchhof. Nicht Neuer Friedhof. A.K. nicht N.F. Ich musste gar nicht nach irgendeinem Grabfeld suchen. Friedas Grab war die ganze Zeit auf der anderen Seite von Oldenburg gewesen, von meinem Elternhaus gesehen nur einmal über den Fluss.

Da hatte ich plötzlich eine Idee. Eine Eingebung? Eine Hoffnung? Ich klickte mich im digitalisierten Kirchenbuch ein Jahr zurück. Friedas Mutter ist nur rund zehn Monate vor Frieda gestorben, 1940. Sie ist 89 Jahre alt geworden. Das hatte ich einer Familienchronik entnommen, die ich in den Resten des Haushaltes meiner Großeltern gefunden hatte. Auch bei Friedas Mutter standen im Kirchenbuch diese beiden Buchstaben: A.K. Und auch wieder dieselbe Nummer: 3331. Frieda und ihre Mutter, sie sind in diesem Kirchenbuch die einzigen mit der 3331. Hatten sie dasselbe Grab? Ich versuchte es telefonisch bei der Osternburger Kirchengemeinde. »Nein, wir wissen nicht, was diese Nummer bedeuten soll. Und nein, wir haben kein Verzeichnis alter Gräber.« Dieser zweite Satz kam mir langsam unheimlich bekannt vor. Gab es nirgends Verzeichnisse über alte Grablagen? Wozu betreiben wir denn all den Aufwand mit Friedhöfen, Beerdigungen, Ritualen, für die Ewigkeit gemachten Grabsteinen, wenn nach zwei Generationen niemand mehr weiß, wo wer auf welchem Friedhof liegt?

Warum war es für mich so wichtig, Friedas Grab zu finden? Ich glaube, weil es mir etwas über mich, über uns verraten würde. Wie wir mit unseren Toten umgehen, erzählt auch etwas über unser Verhältnis zu ihnen. Frieda wurde nicht automatisch in Blankenburg beigesetzt, wie

viele der anderen Insassen des Pflegeheims. Dass Frieda vielleicht bei ihrer Mutter beerdigt wurde, war das bisher einzige Zeichen dafür, dass sich jemand für sie eingesetzt hatte. Dass sie vielleicht den gleichen Wert hatte wie die anderen Familienmitglieder auch. Dass mindestens eine Person aus dieser Familie ihrem Tod gegenüber nicht gleichgültig war. Ich weiß nicht, wer diese Person gewesen ist. Aber es zeigt mir, dass sich irgendetwas doch um Frieda gekümmert hat.

Ich hatte bei der Recherche die ganze Zeit gehofft, von offizieller Seite Antwort zu erhalten, von Kirchen, Behörden, Institutionen. Aber vielleicht ist die Sache mit den Friedhöfen die, dass das Wissen nur direkt von Person zu Person weitergegeben wird, mündlich, als inoffizielles Wissen, über das nur die verfügen, die jahrelang berufsbedingt auf diesem Friedhofsboden stehen? Wenn das stimmte, dann brauchte ich Menschen, deren Alltag diese Friedhöfe waren. Im Netz fand ich Christine Krahel. Sie ist zertifizierte Gästeführerin in Oldenburg und zertifizierte Kirchenführerin. Geschichte, so schrieb sie auf ihrer Seite, sei ihre Leidenschaft. Und Oldenburg sowieso. Sie gab auch Führungen über den Osterburger Friedhof, Friedas Friedhof. Vielleicht hatte sie ja etwas aufgeschnappt, erfahren? Kannte jemanden, der oder die jemanden kannte?

Ich hatte nicht viel Hoffnung in diese Anfrage gesetzt. Es war eher einer der vielen Bälle, die ich gleichzeitig in die Luft geworfen hatte. Aber Christine Krahel fing den Ball. Pling. Eine neue Nachricht. Sie schrieb, dass sie Zugang zu dem Notizbuch des damaligen Friedhofsgärtners habe. Und der habe Friedas Beerdigung verzeichnet. Am 10. Februar 1941. Auf dem Alten Kirchhof. 11 Uhr. Ein Grabfeld, eine Reihe, eine Nummer: 7.

Statt mich mit dieser neuen Info wieder ans Gemeindebüro zu wenden, rief ich spontan die Telefonnummer des Friedhofsgärtners an, die ich auf der Webseite der Kirche fand. Der reichte das Handy sofort an seinen ehemaligen Kollegen weiter. »Norbert! Da suchst du eine so alte Grabnummer, ich glaube, damit kennst du dich besser aus«, rief er ins Telefon. Mit Norbert war Norbert Mohr gemeint. Der war selbst dreißig Jahre lang Friedhofsgärtner in Osternburg und ist jetzt in Rente, erzählte mir sein Kollege. Nun sei der Norbert hier in der Gemeinde Küster. Das Handy knackte, Norbert Mohr meldete sich: »Machen Sie sich mal keine Gedanken, kommen Sie einfach nächste Woche vorbei. Wir finden das Grab Ihrer Urgroßtante schon.«

Meine grünen Schuhspitzen stoßen nun im Dezember 2024 an diese neue Grabkante, dieses Mal auf dem Friedhof Osternburg, auf dem Teil, der als »Alter Kirchhof« bezeichnet wird. Es ist ein Wetter, wie es sein muss im Winter in Oldenburg. Grau von oben bis unten, und auch wenn es nicht regnet, ist es überall ein bisschen nass. Hinter mir fließt wieder der Verkehr einer Hauptstraße.

Vor mir, in dem Grab, liegt ein Mann, den ich nicht kenne. Auf dem Stein ein Name, der mir nichts sagt. Ich habe wieder eine Blume dabei, sie liegt auf meinem Rucksack, auf einer Bank ein paar Plätze weiter.

Während ich hier vor dem Grab, das eigentlich Friedas sein sollte, stehe, geht Norbert Mohr mit großen Schritten die Reihe ab und zählt, bis er bei 7 landet. Bei mir. Trotz der Kälte trägt er nur ein kariertes Flanellhemd, grau auf weiß, darüber eine grüne Schürze. Er kennt hier jeden Stein, jeden Namen. Kennt damit auch einen großen Teil Lokalgeschichte. Das mit dem Notizbuch des Friedhofs-

gärtners erklärt er mir so: »Der Friedhofsgärtner hier führte so ein Buch, mit allen Beerdigungen. Notierte, wann sie stattgefunden haben und wo das Grab liegt.« Auch heute sei das in manchen Gemeinden noch so, analog auf Papier.

Norbert Mohr scheint einer dieser Menschen zu sein, die ständig in Bewegung sind. Zeigt kurz hierhin, dorthin, immer am Machen, aber nie in Eile. Jetzt hebt er seine beiden großen Handflächen zur voreiligen Entschuldigung: »Ich kann Ihnen aber keine hundertprozentige Garantie dafür geben, dass das hier wirklich das richtige Grab ist.«

Vielleicht sind die beiden Zahlen vertauscht? Er läuft kurz um die Ecke, zählt da die Steine. Nein, nein. Das passt nicht. Also ist diese Nummer 7 zumindest das Grab, das am allerallerallerehesten in Frage kommt. Unter diesem neuen Grabstein, unter diesem jüngeren Grab liegen am allerallerallerwahrscheinlichsten Friedas Überreste. Schon lange eingeebnet, mit den Jahren tiefer in den Boden eingesunken. Ich fühle mich, als wäre ich zu langsam gewesen und hätte Frieda verpasst. Als hätte sie kurz auf mich gewartet, aber ich sie ein Leben lang übersehen.

Eindeutiger wird es nicht. Mehr kann ich zu ihrem Grab hier nicht herausfinden. Ich bin nicht dabei gewesen, als ihr Körper in die Erde runtergelassen wurde, muss akzeptieren, dass ich es genauer nie werde wissen können. Andererseits, wenn ich dabei gewesen wäre, wäre ich vielleicht auch eine derjenigen geworden, die nie wieder über Frieda gesprochen hätte.

Aber ein handfestes Detail konnte ich doch noch über Frieda sammeln: Jemand wollte sie nach ihrem Tod wieder zurück zur Familie bringen. Zur Mutter, deren Grab laut der Notizbücher die Nummer nebenan hatte. Da ist

ein warmes Gefühl. Menschlichkeit. Auch dieses Grab ist inzwischen eingeebnet, ein neuer Name darauf.

Inzwischen pustet der Wind doch zu sehr ins Wollhemd. Der Küster und ich ziehen uns in die Kirche aus von Wind und Regen angenagtem, weichem Backstein zurück. Während ich mich in die erste Reihe auf eine dunkel-türkis gestrichene Holzbank setze, mit Blick auf das Blattgold am Holzaltar, nimmt Norbert Mohr den Putzlappen in die Hand. Heute steht das Taufbecken an. Es muss poliert werden, damit es an Weihnachten im Licht der Kerzen schön glitzert.

Als Frieda am 5. Februar 1941 gestorben ist, hatten Menschen, Tiere und Boden gerade lange, kalte Wochen durchgemacht. Das zeigen die historischen Wetterdaten. Wenn es so kalt ist, ist der sandige Boden des Friedhofs Osternburg komplett durchgefroren, erzählt mir Norbert Mohr, bis in siebzig Zentimeter Tiefe. Da muss man mit der Spitzhacke ran. Einen ganzen Tag auf den gefrorenen Boden einhacken. Schneller geht's nicht. Die Schicht darunter, die letzten 1,10 Meter, gehen dann einfacher. Raus-schaufeln. Rausschaufeln. Raus. Raus. Raus. Das kriegt man auch am Tag der Beerdigung hin, sagt er.

Ich erzähle von Frieda. Dass sie im Kloster Blankenburg gestorben oder getötet worden sei. Norbert Mohr guckt vom Polieren hoch, ohne aufzuhören. Er sagt schlicht: »Da wurde viel Schmu betrieben, damals.« Er sagt, er sei direkt neben dem Kloster aufgewachsen, im benachbarten Dorf Neuenwege.

Als er klein war, in der Nachkriegszeit, da war das Kloster eine Langzeitpsychiatrie. Doch eingezäunt wie heute sei es nicht gewesen. Mohr ging als Junge dort im großen Teich baden, kam einmal mit blutenden Füßen ins Kran-

kenhaus, weil er ins Schilf getreten war. Auch wenn das Gelände gerade im Sommer wunderschön war, so auf dem Land neben dem Fluss, sei das Kloster für ihn nie ein Idyll gewesen. »Die Pfleger, die wohnten ja oft bei uns im Dorf. Die sagten häufig so abfällige Sachen über die Patienten«, erzählt er, während er über jeden einzelnen bronzenen Knopf im Taufbecken reibt. Ein zweites Geschirrhandtuch hat er sich über die Schulter gelegt. Ich selbst ver falle beim Reden in den alten Zungenschlag. Sage »Vaddern«, sage »gesacht«, sage »Oldenburch«. In der Kirche ist es überraschend warm.

Norbert Mohr hat in seinem Berufsleben unzählige Gräber gegraben. Sogar das für seinen eigenen Vater. »Ganz unten habe ich auch ein paar Köpfe anderer Vorfahren gefunden. Die habe ich dann da vorsichtig wieder reingelegt«, sagt er. Bei Knochen kann es Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte dauern, bis sie zerfallen. Das kommt auf so viele verschiedene Faktoren an, dass das niemand genau sagen kann. Als erstes zersetzt sich das Fleisch, die Haut, die Muskeln, die inneren Organe. Das alles kann schon innerhalb von ein paar Wochen weg sein, oder aber auch erst nach mehreren Jahren, in der Erde dauert es länger als an der Luft. Sehnen, Haare und Fingernägel zerfallen als nächstes. Am Ende sind nur noch die Knochen übrig. Und die brauchen lange, bis sie sich zersetzen. Je wärmer es ist, umso schneller geht es. Kälte bremst den Prozess. Und dann kommt es noch auf den Boden an. Der des Friedhofs in Osternburg ist recht sandig, also können sich die Knochen bereits nach zwanzig bis dreißig Jahren aufgelöst haben. Die Grabruhe, also die Zeit, in der ein Grab nicht neu belegt werden darf, dauert in Deutschland üblicherweise auch 25 Jahre. Es stimmt also: Ich bin zu spät.

Friedas Knochen müssten sich demnach spätestens in den 1970er Jahren aufgelöst haben. Und doch hat Norbert Mohr noch ältere Knochen seiner Vorfahr*innen gefunden, als er das Grab für seinen Vater grub. Vielleicht war der Boden an Friedas Grabstelle ja lehmiger, der Verwesungsprozess deshalb langsamer. Der Gedanke bleibt: Frieda könnte noch irgendwo da unten sein. Unter dem Grab mit der Nummer 7, Teile von ihr.

Wir gehen noch einmal raus. Inzwischen regnet es doch. Noch einmal zählt Norbert Mohr mit den Schritten die Gräber ab, nur um sicherzugehen. Ich laufe hinter ihm her, bleibe zwischen Sitzbank und Grab stehen. Die Blume habe ich wieder in der Hand. Ich will mich gerade verabschieden und zupple unschlüssig am Blumenladenpapier herum. Zu dieser Jahreszeit ist der Garten meiner Eltern blumenleer. »Denken Sie an die Lebenden, nicht an die Toten«, sagt Norbert Mohr da noch einmal im Weggehen. »Bringen Sie die Blume lieber Ihrer Mutter mit.«

Wir winken, der Küster geht in großen Schritten zurück, um die alte Backsteinkirche drinnen weiter weihnachtsfein zu machen. Ich bleibe noch kurz am fremden Grab stehen. An Friedas Grab. Ich konzentriere mich auf die Erde darunter, auf die Idee von Frieda dort. Ich hatte gehofft, dass ich sie irgendwie erkennen würde, wenn ich ihr Grab gefunden habe.

Aber noch kenne ich Frieda nicht. Ich bin erleichtert, einen ersten Beweis für ihr Leben und ihren Tod gefunden zu haben. Oder genauer: einen ersten unabhängigen Beweis. Dass ihr Grab auf dem Alten Kirchhof in Osternburg ist und dass sich irgendjemand darum gekümmert haben muss, dass sie dort beerdigt wurde. Ich komme mir leicht pathetisch vor mit der Blume. Aber dann, dann stelle ich

es mir vor. Mache tatsächlich die Augen zu und male mir die Dinge aus. Die Details vom Friedhof. Ich setze die Friedhofsmauer gedanklich wieder einen Meter weiter von mir weg, lasse den fremden Grabstein mit dem Namen des Mannes vor mir verschwinden. Lasse dort stattdessen ein 1,80 Meter tiefes Loch entstehen, einen frischen Erdhaufen direkt rechts daneben. Vielleicht da, wo die Bank steht. Er ist nass, der Erdhaufen, subschig, Schneematsch liegt noch in den Schatten. Die Kirchenglocken läuten. Ich stelle mir vor, wie Friedas Beerdigung ausgesehen haben muss am 10. Februar 1941.

Vielleicht gab es eine kleine Gruppe von Verwandten, die Frieda tatsächlich verabschiedet hat, hier in der Osternburger Kirche. Die ihre besten schwarzen Kleider rausgesucht, die alten Stiefel noch einmal geputzt hatten. Auf der Seite der Kirchengemeinde Osternburg sind zwei Pastoren für 1941 vermerkt: Pastor Dr. phil. Adolf Heinrich Schütte und Pastor Bruno Herms. Einer von ihnen hielt die Trauerandacht für Frieda. Hatte seine Trauerrede etwas mit Frieda zu tun? Konnte man sie in seinen Worten wiederkennen? Oder klang Verachtung aus seiner Trauerpredigt? Bestimmt war Henni da, Friedas kleine Schwester, die nie geheiratet hatte. Vielleicht kam auch die große Schwester Minna mit ihren Kindern, deren Mann nur ein paar Monate später in Berlin sterben würde. Und die Witwe Gretchen des bereits im Ersten Weltkrieg verstorbenen Bruders Oskar. Vielleicht sind sogar Martin und Elli gekommen, mit ihrem Mercedes – einmal über die alte eiserne Brücke. Martin war ein groß wirkender Mann mit seinem breiten Kreuz und weißem Schnäuzer. Der Bauunternehmer, der Maurermeister. In den Fotos suche ich nach der Ähnlichkeit mit meinem Großvater, mit

meinem Vater. Elli war zierlich, mit einem deutlich zum Strich gezogenen Mund und ordentlich gelegten Locken. So zumindest zeigen sie die Familienfotos, die ich gefunden habe.

Wenn ich auf einer Beerdigung bin, versuche ich, mir den Körper im Sarg ganz genau vorzustellen. Mein Kopf denkt sich ein Bild des Todes aus. Die wie eingesaugt wirkenden Lippen. Das Gesicht, das nur noch die Konturen der Knochen nachzeichnet. Ich erinnere eigentlich nichts aus den Trauerreden, habe dafür immer dieses Bild im Kopf, das ich selbst dorthin projiziert habe. Wie zum Beispiel bei meinem Großvater. Im Tod, im Sarg wirkte er, der Patriarch, für mich kleiner als im Leben. Zarter.

Friedas Körper wird vom Hunger gezeichnet gewesen sein. Und von der mangelnden Hygiene im Pflegeheim für psychisch kranke Menschen. Vielleicht sind da Liegewunden, die schlecht verheilt sind. Wirre, graue Haare, falls die nicht kurz geschoren wurden. Totenflecken. Vielleicht trägt sie den Kittel, den sie auf einem Foto trug, das nur ein paar Jahre vor ihrem Tod aufgenommen wurde. Das letzte, das ich aus ihrem Leben habe.

Andacht, Lieder, Vaterunser. Schwarz. Glockengeläut. Die kleine Gemeinde könnte dem Sarg aus der Kirche hinaus, dann rechts bis zum Grab gefolgt sein. Für die Pastoren stehen an diesem Montag, dem 10. Februar 1941, drei Beerdigungen an, so stand es im Kirchenbuch. Drei Trauerreden, drei Vaterunser, dreimal Asche und dreimal Staub. Nach eiskalten Winterwochen, Temperaturen bis minus zwölf Grad, hat es endlich angefangen zu tauen. Noch immer liegt laut den historischen Wetterdaten Schnee – vier Zentimeter. Darüber aber regnet es. Leichter Wind, der an der Prozession der Regenschirme zerrt.

Direkt neben dem Loch für Friedas Grab steht bereits ein Grabstein mit dem Namen Helms darauf – dort liegt Friedas Mutter, Gesine Catharine Margarete Helms. Sie ist 89 Jahre alt geworden und nur ein Jahr vor Frieda gestorben. Auch Friedas Papa, Karl Friedrich Oskar Helms, der 1935 verstorben ist, hatte die Nummer 3331 in einem früheren Kirchenbuch der Gemeinde Osternburg neben dem Eintrag seiner Beerdigung. Auch er muss dort im Grab nebenan liegen. Jetzt sind sie wieder zusammen. Mama, Papa, Frieda.

Vielleicht ist die Trauergemeinde nach der Beisetzung rüber zu Henni gelaufen, ins alte Haus der Eltern. Dort, wo auch Frieda mal gewohnt haben mag. Oder die Gemeinde hat sich schnell aufgelöst. Henni nach Hause. Elli und Martin in ihren Mercedes. Die Pastoren zur nächsten Beerdigung. Frieda wurde vielleicht am Anfang noch manchmal erwähnt, leise, wenn gerade keine Kund*innen im Kontor warteten. Ihr Name wurde dann immer seltener ausgesprochen, bis die Erinnerung an sie blass genug war und weit genug entfernt.

Es gibt keine Zeitzeug*innen mehr von Frieda. Ich konnte niemanden finden, der oder die mir von ihrem Leben oder ihrer Beerdigung am 10. Februar 1941 hätte erzählen können. Trotzdem bin ich Frieda einen kleinen Schritt nähergekommen. Ich weiß, dass sie nicht irgendwo verscharrt, sondern neben ihrer Mutter und ihrem Vater bestattet wurde.

Frieda hat jetzt einen Ort, einen Endpunkt. Und ich habe ihn gefunden. Sie liegt hier unten, ich stehe schräg vor ihr. Halb über ihr. Ich weiß jetzt, wo sie ist. Kann sie sogar besuchen kommen. Es heißt, man braucht nur einen Punkt, um die Welt aus den Angeln zu heben. Friedas Grab

ist vielleicht ein Punkt, aber ich habe noch keinen Hebel. Sie ist da unten, zumindest war sie es mal, und ich stehe hier oben und konnte bisher nur die eine, die allererste Frage beantworten: Frieda, wo bist du? Aber da sind noch so viel mehr: Frieda, wer bist du? Wer warst du? Wer hat dich hierhin gebracht? Was hast du in dem Kloster erfahren? Wie war dein Leben, das hier vor 83 Jahren aufhören musste?

Und eigentlich will ich gar keine Welt aus den Angeln heben. Ich will nicht kaputtmachen. Ich will Friedas Welt sichtbar machen, Stück für Stück ausleuchten. Ich will das »mutmaßlich« klären, das der Historiker Harms ihrem Status als »Euthanasie«-Opfer angehängt hat. Frieda ist noch immer eine Nicht-Erzählung. Ein Leben, das nur aus wenigen, spärlichen Fakten besteht. Und sie war nicht die einzige Tote aus dem Kloster Blankenburg. Da waren auch das Kleinkind Peter, die Schwestern Angela und Maria, da waren Wilhelm, Gretchen, Heino, Max, Anna Dorothee. Etwa hundert andere Tote, die unter denselben Umständen wie Frieda leiden mussten. Sie starben am selben Ort. Im selben Zeitraum. Auch sie sind Nicht-Erzählungen.

Ich habe gerade erst angefangen, selbst mühsam die schambehafteten Schleier der Familienlegenden aufzudröseln. Habe verstanden, dass meine Familie auf eine Weise Teil des Systems Nationalsozialismus gewesen sein muss. Auf welche Weise, will ich herausfinden. Will es genau wissen.

Ich klemme die Blume vorsichtig auf den Gepäckträger, fahre durch den Winterniesel zu meinen Eltern nach Hause. Während die mit meinen Kindern über den Weihnachtsmarkt toben, stecke ich die gelbe Gerbera in die Vase auf dem Esstisch. Ein bunter Punkt zwischen hel-

len Tulpen. Ich melde neue Termine in den Archiven an: Irgendwo werde ich Frieda finden. Zwischen Dokumenten zu Vorstandssitzungen des Klosterbetreibers, in den hastig beschrifteten Krankenakten der anderen Patient*innen. Als Notiz auf einem zerfledderten Aktendeckel. Frieda ist vielleicht vergessen. Aber auch sie wird Spuren hinterlassen haben. Und ich will sie finden. Frieda, ich werde dich kennenlernen.